

WIR UND ICH

Das vertrautere „Ich und Wir“ betont den statischen Aspekt: Ein fertiges Ich schließt sich einem gegebenen Wir an. Demgegenüber liegt mir in diesem Beitrag am Entwicklungsaspekt: In Beziehung zu einem oder mehreren Du reift das Ich, gründet seine Identität tiefer. Auch das Wir entwickelt sich.

Nicht Idealisierung und Schönsprech ...

In meiner gruppenspezifischen Ausbildung forderte der Trainer die Mitglieder der Kursgruppe auf, sich so um einen am Boden markierten Punkt zu stellen, dass der Abstand zu ihm dem Maß von „In-der-Gruppe-Sein“ entsprach. Wir stellten uns also auf, das Gebilde ähnelte einem Kreis. Wo der Kreis eingedellt war, wurde fast unwillkürlich nachgebessert: Die Gruppe – ein Kreis! Natürlich, das hätte man sich doch denken können! Jedoch: „Das ist ja wohl nicht Euer Ernst“, sprach der Trainer mit einem feinen Unterton von Enttäuschung und Missbilligung, „das ist Eure idealisierte Vorstellung von der Gruppe, alle gleich!, aber die Wirklichkeit ist das nicht!“ Die ideale Vorstellung von Gruppe hat ihre Mitglieder blind gemacht für ihre Realität.

An idealen Vorstellungen von Gemeinschaft, Konvent, Kommunität fehlt es auch in kirchlichen Kreisen keineswegs. Das Christentum ist eine ethische Religion: „Die Gemeinde der Gläubigen war ein Herz und eine Seele“ (Apg 4, 32). „Seid einander in brüderlicher Liebe zugetan, übertrefft euch in gegenseitiger Achtung! ... Seid untereinander eines Sinnes, strebt nicht hoch hinaus, sondern bleibt demütig! ... Seid allen Menschen gegenüber auf Gutes bedacht! ... Laßt uns ehrenhaft leben, ... ohne Streit und Eifersucht.“ (Röm 13, 10.16.17b; 13,13). „Seid alle einmütig und duldet keine Spaltungen unter euch; seid ganz eines Sinnes und einer Meinung.“ (1 Kor 1,10) „Alles geschehe so, dass es aufbaut.“ (1 Kor 14, 26) „Ertragt einander in Liebe“ (Eph 4,2). Ja! – Und doch birgt dieses hohe Ethos gleichfalls die Gefahr, blind zu machen für die Realität; Das Ideal wird zum Regime, zum selbstverständlichen Wahrnehmungs-, Denk- und Kommunikationshorizont, der die Realität nur noch als stilisierte begreift. Wie im Märchen: Alle bewundern des Königs neue Kleider, teils heucheln sie, teils sind sie wirklich blind, niemand traut sich zu sagen, wie nackt und bloß er in Wahrheit dasteht.

Was taugt ein solcher „Schönsprech“, solche ins Wort gefasste Idealisierungen in Wirklichkeit? Bei Lichts besehen: nichts! Auf der *Sachebene* erbringt er keine belastbaren Diagnosen und Entscheidungen – weil das wirkliche Leben draußen bleibt: das Desinteresse, die Vorbehalte, die Widerstände, die Konflikte, das Misstrauen, die Resignation. Oder unfreundlicher gesagt: Es gibt keine tragfähigen Ergebnisse, da die Einzelnen über die Realität täuschen und etwas zu meinen vorgeben, was aber nicht oder nur teilweise ihre Meinung ist. Diese teilt man draußen auf den Gängen und in den Winkeln jenen mit, von denen man Bestätigung erwarten darf. Und auf der *Beziehungsebene* bleibt man desorientiert zurück mit einem Gefühl von Feigheit und Befremdung, einsam. Man ist in seinem eigenen Konvent nicht mehr zu Hause und zieht sich in sich zurück oder sucht nach Nischen mit Gleichgesinnten oder verlagert sein Leben nach draußen.

Vor den Realitäten nicht fliehen

Man kann nun allerdings Paulus nicht vorwerfen, ein Meister des Schönsprech und der Realitätsferne gewesen zu sein, auch wenn die obigen Zitate aus den Paulinen stammen. Um nur an einiges Wenige zu erinnern: seinen in die Öffentlichkeit getragenen Konflikt

mit Petrus, von dem der Galaterbrief berichtet; die direkte Benennung von Inzest und von Rechtsstreitigkeiten vor heidnischen Gerichten (1 Kor 5-6), die scharfe Polemik gegen die „Lügenapostel“ (2 Kor 11) bei den Korinthern. Die scharfe Auseinandersetzung mit Barnabas wegen der Mitnahme bzw. Nichtmitnahme des Johannes mit der Folge, dass sich das erfolgreiche Team Paulus – Barnabas auflöst (Apg 15, 36-41). Um sich dem hohen Ethos des Christentums in seinem Leben annähern zu können, ist jene Praxis erforderlich, die sich den Realitäten, den oft so ernüchternden, enttäuschenden Realitäten stellt, eine Praxis, wie sie das Matthäusevangelium in seinem 18. Kapitel für die Gemeinde beschreibt – und so zugleich ins Wesen des Christlichen trifft.

Das achtzehnte Kapitel des Matthäusevangeliumsⁱⁱ ist jener Text, der seinen Aufhänger in einer solchen enttäuschenden Realität hat, dem Rangstreit der Jünger. Die Frage, wer „der Größte im Himmelreich“ sei, beantwortet Jesus, indem er ein Kind in die Mitte stellt und eindringlich dazu mahnt, umzukehren und „wie die Kinder zu werden“ (V3). Das erste Textdrittel besteht in der Warnung vor Verführung und in der Aufforderung, „sein Auge auszureißen“ und „seine Hand abzuhaufen“, sollten sie zur Sünde verführen. Dem schließt sich das Gleichnis vom verlorenen Schaf an. Wenn auch sonst oft nach dem Willen Gottes gesucht werden muss, hier liegt er klar und eindeutig zu Tage. Es gibt kein Vertun, das verirrte Geschwister ist zu suchen! Dieser entschiedene Wille Gottes richtet sich nicht an das *Amt*. Er richtet sich an die *Brüder und Schwestern*, die Peers! Die Mitte dieser Rede handelt von der Begegnung des suchenden Geschwisters mit seinem verirrtten Bruder und davon, wie der Konflikt zwischen ihnen gelöst werden kann. Im Kontext dieser Konfliktregulierung ereignet sich Gegenwart Christi, „wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind.“ (V20). Dies ist die einzige Verheißung von erfahrbarer Christusgegenwart im ganzen Evangelium. Und ihr Ort ist eine Konfliktregulierung, die auf Versöhnung zielt. Das letzte Drittel des Textes handelt von der Vergebung, – „nicht siebenmal, sondern siebenundsiebzigmal“ (V22) – und der absurden Haltung eines Dieners, der die Annahme an seine kleinen Schuldner nicht weitergeben kann, die ihm selbst in seiner Schuld in höchstem Maße zuteil geworden war.

Was sticht sofort ins Auge? Wer heute eine Rede über „das Leben in der Gemeinde“ zu halten hätte, spräche der dann nicht zuerst von der Messe und den übrigen Sakramenten, von Pfarrer und Pastoralteam, vom Pfarrgemeinderat, im weiteren vielleicht sogar vom Glauben an Gott? Ordensleute würden im Blick auf ihre Gemeinschaft über die Oberen und ihre Arbeiten sprechen. All diese Dinge werden in Mt 18 nicht einmal erwähnt. Dabei kennt das Mt-Evangelium Riten und Ämter durchaus. Als Hauptaussage des Textes ist infolgedessen anzusehen, dass das Wesentliche dieser Gemeinde im „Zwischen“ ihrer Mitglieder besteht, in deren Begegnung und Beziehung und Kommunikation, in der Horizontalen also. Keine Rede ist in dieser Darstellung christlicher Gemeinde vom Glauben an den Vater Jesu Christi, von Beziehung zu Gott, von Gebet. Die Vertikale wird hier völlig heruntergebrochen in die Horizontale! Jedoch bricht diese in eine Erfahrung der Gegenwart Christi auf. Wo? In der Tiefe der Not des gewagten Konflikts.

Beziehung und Kommunikation

Dass Beziehung selbstverständlich ist, ist eine Illusion. Beziehungen werden ersehnt – um nicht einsam zu sein – und vermieden – damit niemand sieht, wie es in Wahrheit um die eigene Person bestellt ist. Bei Kommunikation, die das Medium von Beziehung ist, denkt man heute mehr an Geräte als an Menschen, die zusammensitzen und miteinander

sprechen. Die Beziehungslosigkeit der Gesellschaft setzt sich fort in der Beziehungslosigkeit von Ehepartnern und der Beziehungslosigkeit in Ordenskommunitäten. Mit „wir haben einander nicht gewählt“ legitimieren Ordensleute häufig ihr Nebeneinanderherleben. Lässt man dies durchgehen, legitimiert man das Scheitern vieler Ehen gleich mit, die an den gleichen Punkt kommen: heute mit einem Partner zusammenzuleben, der nichts mehr mit dem Menschen zu tun haben scheint, den man vor vielen Jahren geheiratet hat.

Wie nimmt man Beziehung auf? Im allgemeinen dadurch, dass man mit einer anderen Person spricht. Sprechen ist aber nicht nur das Ausscheiden von Sätzen. „Sprechen“ ist ein Tun-Wort, Sprechen also eine Handlung. Wie jede Handlung lässt sie sich befragen auf ihre Intention. Nicht jedes Absondern von Sätzen führt zur Beziehungsaufnahme. Aus der Zeitung vorlesen – führt nicht per se zu Beziehung. Dampf ablassen, sich aussprechen, sich persönlich mitteilen – ist das Beziehungsaufnahme oder der Missbrauch des anderen als Mülleimer? Ein Gespräch über ein Thema, eine Sachdiskussion ist nicht zwingend Beziehungsaufnahme. Entscheidend ist die Intention der Sprechhandlung. Sprechen ist Beziehungsaufnahme, wenn der Sprecher tatsächlich die andere Person meint.

Um Beziehung aufzunehmen, den anderen zu adressieren, braucht der Sprecher die Fähigkeit, sich für den anderen zu interessieren und sich selbst und seine eigene Welt partiell zu verlassen sowie die Bereitschaft zuzuhören und um Verstehen zu ringen; außerdem Aufrichtigkeit. Das alles ist nicht selbstverständlich! Sich auf den Weg machen zu einer andern Person? Dazu darf man nicht völlig in die eigene Welt mit ihren Problemen verstrickt sein, muss offen und empfänglich sein können, muss die andere Person interessant oder attraktiv finden können. Die Kunst des Zuhörens meistert nur derjenige, der die eigenen Einfälle, mögliche Erwidern, persönliche Reminiszenzen registrieren und die Spannung ihres Ansturms zum Gehörten gelassen aushalten kann. Jesu Urteil über seine Zeitgenossen, dass sie sehen und doch nicht sehen, hören und doch nicht hören und nichts verstehen (Mt 13,13), wird wohl auch auf uns Heutige zutreffen. Woher also diese Beziehungsunfähig- und -unwilligkeit?

Idiopolis

So wie die griechische Polis gemeinsame Lebenswelt ihrer Bewohner war, bildet sich die Idiopolis als unbewusste Welt-Konstruktion der Psyche auf Grund gescheiterter, überfordernder, ja traumatisierender – und damit verdrängter – Beziehungserfahrungen mit Personen ihrer Geschichte aus. Sie stellt immerhin eine Welt dar, in der man leben kann. Die Konstruktion dieser Welt geschieht so, dass den Bewusstseinsinhalten eigene, eigentümliche Bedeutungen unterschoben werden: das Verdrängte „färbt“ das Bewusstsein ein, begrenzt und verzerrt z.B. die Wahrnehmung. Beispielsweise erleidet ein Missbrauchsoffer Todesangst bei rhythmischen Klatschen; die Hände, die für den Zwangsneurotiker nie sauber genug sind und deshalb permanent gewaschen werden müssen; rigorose „Moral“ zur Abwehr von (an sich berechtigten) Wünschen; Prinzipientreue, überhaupt unflexibles Verhalten. Die Konstruktion dieser Idiopolis geschieht weiterhin so, dass andere durch rigide Beziehungserwartungen in Rollen gezwängt werden. Eine Frau fällt mir als Beispiel ein, die ihre Verletzungen vor sich hertrug, wie an Fronleichen der Pfarrer die Monstranz: alle sollten niederfallen und sich an die Brust schlagen; und niemand durfte wagen, nach den Verletzungen zu fragen,

geschweige denn, sie zu untersuchen. Lebendige, offene Beziehung ist damit kaum mehr möglich.

Der Bewohner der Idiopolis hantiert mit ihm vertrauten Mustern. Deswegen geschieht in seiner Welt nichts wirklich Neues, nichts Interessantes. Er kreist endlos in seinen Gedanken um sich selbst. Er sucht bei den anderen die Bestätigung, dass er und seine Welt „normal“ sind, aber Kritik und Konflikt fürchtet und vermeidet er ebenso, wie die Überprüfung seiner Gedankenwelt. Er wagt nicht die Nachfrage, ob er richtig oder überhaupt verstanden hat, wagt nicht seine Sichtweise zur Disposition zu stellen, sich Klarheit zu verschaffen. Er lebt in einer auf verdrängten Konflikten gebauten und von Konflikten geprägten, grauen Welt. Er hält sie dadurch aus, dass er sich „auf infantile Wünsche fixiert“ (Freud). Er will satt sein (Suchtverhalten), sich ablenken können, Unterhaltung haben (Spielzeuge wie Internet, Smartphones, Fernsehen u.a.). Er will der Bestimmer sein und von allen bewundert werden. Ist dies nicht eine zutreffende Beschreibung unserer Gesellschaft – allerdings aus einer erschreckenden Perspektive? Falls er praktizierender Christ ist, wird er Gott als seinen „alleskönnenden Lückenbüsser“ ansehen. Er gibt ihm Sicherheit gegen Frömmigkeit, er wendet sich in Notlagen an ihn wie das hilflose kleine Kind mit seinen Wünschen an die Eltern, und verlangt, dass Er ihm willfahre. Wer wem? Gott dem Bittsteller.

Es ist klar: je nach dem Ausmaß seiner illusionären Weltkonstruktion ist dem Bewohner der Idiopolis vor wirklicher Begegnung Angst. Denn in ihr riskiert er, dass dem anderen und ihm selbst offenbar wird, wie es *wirklich* um ihn bestellt ist. Eigentlich wäre eine solche Begegnung ein Schritt zu seiner Befreiung. Er aber kann sich nur vorstellen, die Achtung auch beim anderen zu verlieren. Jene Achtung, die er sich selbst nicht geben kann. Und so meidet er nahe und verbindliche Beziehungen und verhindert damit, an die verdrängten früheren Erfahrungen heranzukommen. Er ahnt zwar, dass nicht alles so gut bestellt ist in seiner Idiopolis, doch bleibt er weiterhin ihr einsamer Gefangener.

Wenn also das Wesen der matthäischen Gemeinde in Beziehungen untereinander besteht, dann bedeutet dies, dass ihre Glieder sich auf den schmerzlichen Weg der Befreiung aus ihren Idiopoleis begeben. Die Bereitschaft, sich der Realität zu stellen, ist die Voraussetzung dafür, in echten Beziehungen leben zu können. Die befreiende Wirkung dieses Weges liegt in der größeren Liebe zu Gott, zu den anderen und sich selbst, die größere Annahme dessen, was ist.

Erweiterung kommunikativer Grenzen: Sei, wer du bist!

Die in Mt 18,1-5 aufleuchtende Vision gibt die Entwicklungsrichtung dieser Christengruppe an. Nicht immer mehr narzisstische Zufuhr von außen durch Geld, Wagenklasse, Karriere, Beifall, Position usw., nicht je mehr „Fixierung auf infantile Wünsche“, nicht „Größe“ dieser Art ist das Entwicklungsziel, sondern „Kind sein“, „klein sein“. Und in der Tat: wer ehrlich ist mit sich selber ist und ein wenig Zugang zu sich selbst hat, fühlt sich ja (immer wieder) klein und fürchtet, so defizient nicht zu genügen, nicht annehmbar zu sein. Genau diese Kleinheit will man durch die narzisstische Zufuhr von außen ausgleichen und zudecken. Und nun lautet die Aufforderung, sie zuzulassen, zu *sein*, wer man ist. Ein anspruchsvoller Weg! Er bedeutet, den Mangel, der die Kehrseite alles Narzissmus, aller Sehnsucht, allen Strebens ist, wahrzunehmen und dasein zu lassen, also unerfüllt zu leben. Aber nur so lässt sich unterscheiden, welche Bewegungen in diesem Mangel stecken. Nur so kann sich integrieren, was zu mir gehört, aber bisher nicht leben

durfte. Nur so reife ich zu dem Selbst, auf das hin ich geschaffen bin. Nur so läutert sich die Hartherzigkeit des eigenen Herzens, die Zuhören unmöglich (Mt 13,13) – und Ehescheidung nötig macht (Mt 19,8).

Der Weg zum wahren Selbst führt also durch Scheitern, Ent-täuschung, Loslassen und Sterben. Er verlangt radikalen Einsatz. Kein Wunder, dass er Verführung ausgesetzt ist. Denn die Verführung verheißt Erleichterung, Bequemlichkeit, Entlastung. Wenn in unserem Text so offen von Verführung, von Verirren und Sünde gesprochen wird, dann muss man annehmen, dass all dies auch Thema im Gespräch der Gemeinde gewesen ist oder sein sollte. Menschen, die sich zum Ziel setzen, aus dem eigenen Herzen zu leben, lernen – wie in einer Selbsthilfegruppe – darüber zu sprechen, was sie dabei behindert (Verführung) und auch tatsächlich abbringt (Verirren, Sünde). *Dies* erzeugt ein Klima gegenseitiger Annahme, der Annahme von Schuldern (V 23- 35), von Sündern, von Verirrten. Die matthäische Gemeinde lebt daraus, dass Gott den Kleinen und *Sündern* Leben schenkt und bezeugt dies durch ihren nüchternen Realismus und ihre direkte Kommunikation. Diejenigen, die diese Annahme als „Kleine“ am meisten erfahren haben, sind die Architekten dieser Kultur des Vertrauens und der Annahme. Dort aber, wie in unserer derzeitigen Kirche, wo alles Verhalten unter dem Schleier der Heuchelei versteckt werden muss, das der offiziellen kirchlichen Moral widerspricht, dort lautet die faktische Botschaft, dass nur die Reinen, die moralischen Sieger, die Vollkommenen angenommen sind. Dort lässt man sich gegenseitig auf dem Weg der Nachfolge allein. Die matthäische Gemeinde aber erweitert die Grenzen der Kommunikation, um Nachfolge-Selbsthilfegruppe sein zu können.

Die Integration des Abgespaltenen

Auch wer seine Gefährdungen bespricht, kann sich verirren. Das Gleichnis vom verlorenen Schaf nimmt damit vor allem das Sich Absondern, die Kontaktlosigkeit und Isolierung in den Blick. Vom Abgespaltenen kann man nicht erwarten, dass er von selbst in die Beziehung zurückfindet. Wer sich isoliert, wer seine individualistischen Ziele verfolgt, wer sich absentiert, der braucht die anderen, die sich auf den Weg zu *ihm* machen und Beziehung zu ihm suchen. Genau dies ist der Wille Gottes – und er ist eine Zumutung und eine Herausforderung. Man muss sich in die Nähe des Verirrten begeben! Riskiert man nicht missbilligende Blicke? Wie kommt man in Beziehung zu ihm, der Beziehung nicht will oder nicht kann oder dem anderes wichtiger ist? So einfach wird es meist nicht gehen, dass man an die Regeln und Normen der Gemeinschaft erinnert und sie anmahnt. Der sich abgesondert hat, wird sie in Frage stellen. Wie baut man Kontakt auf, ohne den Konflikt zu verleugnen, der in dieser Kontaktnahme steckt?

Hier lohnt es sich, einen Moment inne zu halten. Wohin sind wir gelangt? Zur Parallelität von Person und Gruppe in der Läuterung des Herzens und in der Entwicklung von Gottesbeziehung und Liebe: So wie die Person zu ihrem wahren Selbst nur findet, wenn sie sich überschreitet auf abgespaltene Anteile hin, so findet die Gemeinde ihre jesuanische Kultur nur, indem sie sich auf den Weg macht zu ihren verlorenen Brüdern und Schwestern. So wie Selbstwerdung Kontakt zu den abgespaltenen eigenen Anteilen verlangt, verlangt die Jüngergemeinde Kontakt zu entfremdeten Gemeindemitgliedern. So wie Entwicklung des Ich Integration durch Spannung und inneren Konflikt bedeutet, bedeutet Leben in der matthäischen Gemeinde Integration der Randständigen durch Spannung und Konflikt hindurch. Und genau in diesem Geschehen: von sich weg auf Fremde(s) zugehen, Beziehung aufnehmen, Konflikt und Spannung ertragen bis zur

Integration ereignet sich Wachstum der Christuserfahrung. Davon handelt der Mittelteil der Rede Jesu (V 15-20).

Konflikte

Menschen sind unterschiedlich, haben verschiedene Interessen, Wünsche, Anliegen. Sie verhalten sich anders, als man es von ihnen erwartet. Stoff genug für Konflikte. Wenn die vorhandenen Konflikte nicht wahrgenommen werden, kann man sie nicht bereinigen. Wenn man sie nicht austrägt, vergiften sie die Atmosphäre. Zynische Bemerkungen, Spitzen, Parteiungen, Intrigen sind die Folge. In einer solchen Gruppe geht nichts mehr Recht haben und sich durchsetzen wollen – und dies auf allen Ebenen. Wenn also „dein Bruder sündigt“, sich zurückzieht, aus der Beziehung geht oder „wenn dein Bruder etwas gegen dich hat“ dann geh hin und weise ihn zurecht bzw. „versöhne dich mit ihm!“ (Mt 5, 23f). Mit anderen Worten: wenn es Konflikte gibt, dann geh hin und trag sie aus. Konflikte sind ein Königsweg zur Annahme seiner selbst, zur Befreiung aus der Idiopolis zur Vertiefung der Beziehung mit dem anderen. Wer sich mutig den Konflikten stellt, die ihm das Leben anbietet, der ist jedesmal, wenn er durch den Konflikt hindurchgegangen ist, ein bisschen mehr zu seiner wahren Wirklichkeit gekommen, ein bisschen mehr aus seiner Idiopolis befreit, ein bisschen mehr mit dem wahren Gott und dem Anderen vereint. Entsprechend herausfordernd ist die Aufgabe, in einen Konflikt hineinzugehen, um sich miteinander zu versöhnen – und entsprechend „gerne“ wird sie vermieden.

Dazu gibt es keinen anderen Weg, als das Gespräch mit dem Konfliktpartner zu suchen. Die *Phase Null* der Konfliktlösung besteht darin, Kontakt mit dem Bruder aufzunehmen und seinen Gesprächswunsch vorzubringen. Da ja oft schon eine ganze Konfliktgeschichte vorliegt, in der es jetzt einen weiteren Vorfall gegeben hat, kann es hier bereits der Vermittlung eines Dritten bedürfen. Ziel ist eine für beide zufriedenstellende Vereinbarung über den Rahmen: Ort, Zeit, Modalitäten, eventuell Einbeziehung eines Dritten.

Beim Gespräch selber geht es in einer *ersten Phase* darum, die gegenseitigen Wahrnehmungen und Vorwürfe auszusprechen. In der Tat ist hier die entscheidende Tugend das Hören. Ein Hören, das an sich heranlässt, ernst nimmt, das eigene Herz erreichen lässt. Nicht umsonst bläut unser Matthäustext es fast litaneiartig ein: am Hören bzw. Nicht-hören hängt alles, was Beziehung, Versöhnung, Integration angeht. Dieses echte Hören im Konflikt ist tatsächlich eine Herausforderung. Es setzt den Hörer unter seelische Spannung. Was der andere vorbringt, ist nämlich eine brisante Mischung: Einerseits engt sich die Wahrnehmung von Person und Verhalten des Konfliktpartners unter der Dynamik des Konfliktes ein. Dieser Verzerrung widerspricht der Konfliktpartner zu Recht. Andererseits, bei aller Eingeschränktheit der Wahrnehmung: in der Regel ist „etwas dran“ an ihr, ist sie Konfrontation des Konfliktpartners mit dessen blinden Flecken. Da diese schmerzlich, womöglich kränkend ist, vermag sie ihn zu Widerspruch und Zurückweisung reizen. Die Mischungen von verzerrter und entlarvender Wahrnehmung seitens des Sprechers und von angemessener Korrektur und gekränkter Zurückweisung seitens des Hörers machen die Brisanz der Mischung aus und Konfliktregulierung so schwierig. Ohne sich anvertrauende Gelassenheit wird es nicht gehen, da man im Getümmel keine Übersicht mehr wahren kann. Groß ist die Versuchung, sich gegenseitig ins Wort zu fallen, die eigene Sichtweise gegen die des anderen setzen – auch um ihm durch Zuhören nicht soviel Einfluss zuzubilligen. Zuhören, den anderen zu verstehen suchen im Konflikt ist eine heroische Tat der Selbstverleugnung, mit der man seinen Untergang riskiert. Und doch ist sie der einzige Weg zur Lösung des Konflikts.

Das ernsthafte Hören und Unterscheiden führt zu einer ersten Wende: im gegenseitigen Misstrauen entstehen Inseln des Vertrauens, in der gegenseitigen Ablehnung sprießt Interesse, die eigene Bitterkeit schmeckt weniger bitter. Diese Wende ermöglicht eine *zweite Phase*, in der die beiden ihr Verhalten und ihre Motivationen an ein oder zwei wichtigen Beispielen ihrer Konfliktgeschichte untersuchen. Zunächst muss die Geschichte gemeinsam rekonstruiert werden. Danach gilt es zu untersuchen, was das Verhalten des einen an Wirkung beim anderen ausgelöst hat und mit welchen Motiven und Zielen er seinerseits erwidert hat. Wenn man sich darauf einlässt, setzt eine zweite Wende ein: der Konfliktpartner mutiert zum Helfer. Er verhilft einem zu wesentlicher Selbsterkenntnis bei seinen „blinden Flecken“, Stellen, von denen man ahnte, dass nicht alles zum Besten steht, es aber nicht wagte und alleine auch nicht vermochte, sich ihnen zu nähern. Und nun nähert man sich diesen heiklen Punkten und gleichzeitig dem Konfliktpartner. Er ist es, der einem hier Halt gibt, wo es darum geht, Außensicht und Selbsterleben zusammenzubringen. Bei diesen Stellen, den sogenannten „blinden Flecken“, handelt es sich um starre, der Person selbst unbekannte Beziehungs- und Verhaltensmuster, Fundamenten ihrer jeweiligen Idiopolis. Diese haben ihr früher einmal in einer überfordernden Situation das eigene Überleben ermöglicht. Sie sind mit „schweren“ Gefühlen wie Angst, Scham oder Schuld und Wut verbunden. Da sie deswegen abgespalten sind vom Leben der Seele, konnten sie nicht mit den unproblematischen Beziehungsmustern mitreifen. In Konflikten, die mehr als Missverständnisse oder Versehen sind, sind sie des Pudels Kern. Doch erweisen sie sich als Schlüssel in der Vertiefung des Beziehungsvermögens, das quasi dreifaltig ist und die anderen, Gott und das eigene Selbst betrifft. Die Bedeutung und das Lösende einer solchen Konfliktregulierung liegt darin, ob man zu dieser Ebene vordringen kann.

Bevor (nach etwa zwei Stunden) Kraft und Konzentration aufgebraucht sind, sollte in einer *dritten Phase* der Abschluss des Gesprächs angesteuert werden. Er enthält einen Rückblick auf den Verlauf des Gesprächs, hält die jeweiligen Lernergebnisse fest, klärt, was die beiden Konfliktpartner noch voneinander brauchen und wie sie weiter verfahren wollen. In diesem Zusammenhang sollten auch Wünsche an das Verhalten des anderen ausgedrückt werden. Vielleicht können sogar hilfreiche Vereinbarungen getroffen werden, die einen besseren Umgang miteinander in der Zukunft versprechen. Ein mögliches Ergebnis kann durchaus auch lauten, dass man sich nicht näher gekommen ist, dass man sich womöglich in seinen kritischen Wahrnehmungen des anderen bestätigt sieht und bis auf weiteres mehr Distanz zu ihm möchte. Dies kann die jetzt mögliche, einstweilige Lösung sein, auf deren Basis sich ein geklärtes und zwar distanziertes, aber nicht mehr feindseliges oder sonstwie belastendes Verhältnis der beiden ergibt.

Annahme

Die Rede Jesu vom Leben in der Gemeinde endet mit der Apotheose vom Diener, den sein Herr wegen seiner ungeheuren Schuldⁱⁱⁱ zunächst mit Frau und Kindern verkaufen will, ihm aber dann auf sein Bitten hin alles erlässt. Trotzdem legt dieser Diener dann eine kaum fassbare Hartherzigkeit an den Tag. Er lässt seinen Schuldner ins Gefängnis werfen, obwohl dieser ihm nur einen verschwindend geringen Bruchteil seiner eigenen Summe schuldet. Daraufhin übergibt ihn der Herr den Folterknechten. „Genauso wird mein himmlischer Vater jeden von euch behandeln, der seinem Bruder nicht von ganzem Herzen vergibt.“ (Mt 18, 23-35). Positiv gewendet heißt das: wer die Erfahrung macht, als Sünder, als Kontaktloser und Verirrter angenommen zu sein, der hat im

allgemeinen Erbarmen mit seinem fehlenden Mitmenschen; mit seinen Brüdern und Schwestern in ihren Fehlern und Macken und Kanten. Er wird auch sie annehmen. Denn die Erfahrung der gewährten Annahme seiner eigenen Person als Sünderin erweicht das harte Herz und evoziert die Annahme des Anderen. Die Kultur der Gemeinde lebt von Menschen, die solche Annahme erfahren haben. Sie allein können eine Kultur der Annahme aufbauen, in der man über Verführung und Sünde sprechen kann. Diese Kultur wächst, indem man den Außenseitern, den Individualisten, denen, die sich absondern und nach ihren eigenen Regeln leben, nachgeht und sie sucht. Insbesondere ist der Konflikt mit ihnen, in dem man sich persönlich zur Verfügung stellt, sich hörend ausliefert, der Ort, wo in der Annahme durch den anderen auch die Annahme durch Gott in der Gegenwart Christi zur Erfahrung kommt.

ⁱ Paulus hätte wohl kaum so oft zu Einheit, Achtung, Liebe gemahnt, wenn all dies Realität gewesen wäre.

ⁱⁱ Zum Ganzen siehe den Matthäus Kommentar von Ulrich Luz, zur Stelle Band 3, S. 5-81: Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament, Das Evangelium nach Matthäus, 4 Bände, 1985 – 1997, Zürich und Düsseldorf

ⁱⁱⁱ Zehntausend Talente. Ein Talent entspricht 6.000 Tagelöhnen. Setzt man einen Taglohn mit 60 Euro an, handelt es sich um die Summe von 3,6 Milliarden Euro.